

»Boxer kommen und gehen. Ich habe ein gutes Tausend davon gesehen. Aber die Trainer und die Manager bleiben.«

»Als Dennis gegen George Foreman boxte, hatte er da überhaupt eine Chance? Ich meine, Foreman hatte immerhin Frazier und Norton vernichtet!«

»Dennis verdiente an diesem Abend 100 000 Dollar, mehr Geld, als er je in seinem Leben gesehen hat – endlich konnte er sich ein Häuschen für sich und seine Familie kaufen. Das ist es, woran er dachte, als er gegen Foreman boxte.«

»Aber ohne Chance ...«

Foreman besiegte Dennis am 15. Oktober 1976 durch K. o. in der vierten Runde.

Mit einem alles andere als sehnsüchtigen Blick durch die Scheiben seines Antiquitätenladens sagt Braverman schließlich: »Es gibt genug, die boxen müssen.«

Alte Geschichten gehören zur Allgegenwart im Milieu des amerikanischen Profi-Boxgeschäfts. Sie liefern ihre wunderbaren Wahrheiten – und sie geben, in jeder gewünschten Lautstärke, Signale des Schreckens.

Das Fortdauern der alten Geschichten ist die Zukunft dieser vergessenen, arbeitslosen, gewalttätig gewordenen Jugendlichen da draußen, der hungrigsten unter ihnen, der stärksten, ärmsten und auch der stolzesten.

Jede zukünftige Generation wird versuchen, die Wunder der Einmaligkeit zu wiederholen. Sie will so hart schlagen wie Rocky Marciano und so viel einstecken können wie Joe Frazier, will austeilern wie Floyd Patterson und auf gleich schnellen Beinen im Ring tanzen wie Ali. Die Generation in den Ghettos der großen Städte will von ihrem Glauben an die alten Geschichten profitieren. Das Einwanderungsgemisch der untersten sozialen Stufe hat nichts zu verlieren. Gerade deshalb sind diese Jugendlichen anfällig für den radikalen Gedanken, als Berufsboxer anzutreten.

Die alten Geschichten passieren heute, laufen täglich über den Fernsehschirm. Helden fallen, Anfänger siegen. Und wo denn anders als in einem Boxring werden so viele aussichtslose Kämpfe gewonnen? Carlos Palomino war ein kleiner Schuhputzjunge aus Mexico City, der davon träumte, eines Tages groß und stark und reich zu sein. Sein Traum wurde Wirklichkeit: Er wurde Boxweltmeister.

Sie leben und kämpfen auf der Straße und wissen schon von Kindesbeinen an ihre Fäuste zu gebrauchen. Sie sind die Bare-Knuckles der Gegenwart ... bis sie eines Tages in eines der Box-Gyms gehen, ihren Schweiß ausbluten und lernen, was es heißt: im Training zu sein und am Ende mit einem anderen, gleichermaßen Hoffnungslosen zu boxen. Sie wollen von Anfang an nur das eine: Weltmeister sein, lange genug, um daraus eine lohnende Sache zu machen. Abkassieren wollen sie, Geld, viel Geld wollen sie verdienen, alles Geld dieser Erde – und es soll explodieren in chromblitzenden Fontänen.

Diese Generation besteht aus Jugendlichen, die noch immer nur eine einzige reale Alternative haben: entweder das Messer zu benutzen oder eben die Fäuste. Aber hat Sugar Ray Leonard ein Messer benutzt in Las Vegas, als er Weltmeister wurde? Hat jemand ein Messer gesehen? Nein, aber sie haben Angelo Dundee gesehen.

Damals in Tucson, Arizona, als Leonard gegen den argentinischen Ranglistenboxer Daniel Gonzalez antrat, wollte Angelo zuerst Everlast-Handschuhe haben, dann, eine Stunde vor dem Kampf, verlangte er plötzlich Reyes, eine mexikanische Marke. Reyes sind an den Knöcheln weniger gepolstert und gelten als Handschuhe für harte Puncher – aber Sugar ist keiner. Angelo lachte nur und sagte: »Dann paßt mal gut auf.«

Den Rest der Geschichte erzählte Dundee später einem Journalisten. »Ich ging vor dem Kampf noch einmal in Gonzalez' Garderobe. Sie war voll mit Fans, Freunden, Reportern. Gonzalez hatte keinen Platz, um sich vor dem Kampf aufzuwärmen, er tat nichts, bewegte sich nicht, schwitzte nicht. Das ist der größte Fehler. Ein Boxer muß sich vorher warm machen. Er muß schwitzen. Ich ging zurück und sagte Sugar: ›Du wirst ihn gleich in der ersten Runde in die Ecke nageln.«

Und genauso passierte es. Gonzalez wurde nach zwei Minuten und drei Sekunden ausgeknockt. Leonard kassierte dafür 200 000 Dollar und brauchte danach noch nicht einmal unter die Dusche.

Boxen ist ein Urschrei. Boxen ist der Kompromiß, den eine mörderische Gesellschaft eingeht mit ihren Opfern. Nirgendwo sonst liegen Vernichtung und Triumph so spektakulär dicht beieinander wie im Boxen. Man muß schon an römische Gladiatorenkämpfe zurückdenken, um nachempfinden zu können, um welche Art Überleben es hier geht. (»Destroy and destruction«, sagt Marvin Hagler, »they're the only two words I know.«)

Das Aufputschmittel der jungen Puertoricaner aus Brooklyn heißt Wilfred Benitez, der mit 17 Jahren Weltmeister im Weltergewicht wurde. Die mexikanische Minderheit in New York schwört auf ein anderes Idol, den Weltmeister José »Pippino« Cuevas, 19 Jahre alt. Alexis Arguello holte den Titel mit 22 Jahren. »The Harlem Spider«, Tommy Kelly, war 20 Jahre, Roberto Duran 21, Alfonso Zamora 20, als sie ihre Titel gewannen.

Kein Wunder, daß die Box-Gyms überlaufen sind mit jungen schwarzen Boxern, daß die jüngsten schon mit neun Jahren in die PALs (Police Athletic League) kommen, um ihre Fäuste zu bandagieren und ihre Träume wahr zu machen. Die PALs holen die Kinder von der Straße, noch bevor sie den Rauschgifthändlern in die Hände fallen oder sich in kriminellen Banden zusammenschließen. *Fight the crime* ist der Slogan der PAL-Boxabteilungen. Von dort wandern sie, angenommen, sie zeigen ein Mindestmaß an Talent und Begabung, in die Box-Gyms.

Das Gramercy-Gym (»Home of the Champions«) in der 14. Straße 116 East, im zweiten Stock eines Geschäftshauses der Jahrhundertwende, ist das älteste Manhattans. Hier arbeitete Cus D'Amato, einer der legendären Boxtrainer seiner Zeit. Hier bereiteten sich Floyd Patterson und José Torres auf ihre Kämpfe vor. D'Amato machte beide zu Weltmeistern. Rocky Graziano sparte hier. Und erst vor kurzem war es Filmstar Robert De Niro, der im Gramercy für seine Rolle in ›Wie ein wilder Stier‹ das Boxen lernte.

D'Amato, von seinen Champions im Stich gelassen, verkaufte in den frühen Sechzigern an Al Gavin und Bob Johnson, die heute hier die sogenannten East-Side-Fighters betreuen, junge Amateure und eine Handvoll angehender Profis. Kampfplakate an den Wänden erinnern an bessere, an die »goldenen« Zeiten, als Gavin und Johnson selbst noch geboxt haben – und Toni Canzi mit Paddy de Marco gut im Geschäft war. Canzi, ein kleiner, freundlicher, alter Herr, kommt heute immer noch jeden Tag ins Gym, um ein bißchen bei der Arbeit auszuhelfen, aber allzu viele Illusionen macht er sich nicht. »Zu viel Dilettantismus, keiner hat Stehvermögen, zu viel Geld überall – und außerdem kann sich jeder, wenn er es nicht auf Anhieb schafft, einen anderen Beruf suchen.«

Auf den ersten Blick hat Canzi unrecht. Im Gym trainieren an diesem Tag etwa 60 Boxer, mehr würden hier auch nicht Platz haben. Jeder Meter ist ausgefüllt. Sie alle arbeiten hart, verbissen, besessen.

Beide Ringe sind mit sparrenden Kämpfern besetzt, andere warten. Wieder andere bearbeiten die Sandsäcke oder lassen sich den zentnerschweren Medizinball in die Rippen stoßen, um die Bauchmuskulatur abzuhärten. Selbst Arcadio »Pee Wee« Suarez, von seinem Trainer als Faulenzer eingestuft, absolviert sein Training nun schon ganze sechs Jahre, ohne bisher ins Licht der Öffentlichkeit gerückt zu sein. Immer neue Boxer kommen und beginnen ihr Training. Noch immer kommt auch Bobby O'Brian, der heute Polizist ist, zum Training. Ray Elson erholt sich bei zwei-, dreihundert Liegestützen von seiner schnellen K.-o.-Niederlage vor einer Woche in Jersey City. Ganz hinten in einer der Ecken zeigt Douglas Valiant, selbst einmal Herausforderer und mehrmaliger kubanischer Champion, seinem erst achtjährigen Sohn Doug jr. die Grundbegriffe. Louis »The Syrian« Hubela kommt jeden Tag nach der Arbeit von Brooklyn herüber und läßt sich von Canzi trainieren. Er hofft, eines Tages seine Chance zu bekommen und Howard Davis zu boxen, den jungen Großverdiener aus seiner Nachbarschaft. Viele hier bezweifeln, daß er jemals die Klasse besitzen wird, um Davis zu schlagen. »Manchmal weiß man einfach, daß man es schaffen kann, sagt er, »ich weiß, daß ich ihn schlagen kann, aber ich weiß nicht, ob ich jemals meine Chance bekomme.«

Sie alle schinden sich, rackern sich ab, plagen sich bis zur totalen Erschöpfung – auch ohne Kampfangebote, ohne finanzielle Unterstützung, die meisten ohne einen eigenen Trainer und Manager, die allermeisten nur, um sich – wie Canzi sagen würde – »auszudrücken«. Sie werden nie zu den Helden der Boxiana zählen.

Aber wie sagen die Experten, nachdem sie sich geirrt haben: *you never know*.

Das Solar-Gym (»Solar Sporting Club«) liegt in der 28. Straße 146 West, der Straße der Blumenhändler, im fünften Stock eines Lagerhauses. Hier ist Jaran Manzanet der Boß, ein junger Einwanderer aus der Dominikanischen Republik. Solar ist auch das Lieblings-Gym eines Weltklasseboxers gewesen: Emile Griffith, der gegen Dick Tiger den Mittelgewichtstitel gewann und gegen Nino Benvenuti wieder verlor. Er war zuvor schon Weltmeister im Weltergewicht gewesen, rückte dann wegen Gewichtsproblemen in die Mittelgewichtsklasse auf, holte den Titel, verlor ihn wieder. Wieder (nach vielen nicht gerade gesunden Schwitzkuren) ein Weltergewicht, versuchte er den Titel erneut zu holen – was ihm dann die Niederlage gegen José Nápoles einbrachte. Griffith machte weiter, diesmal wieder in der Mittelgewichtsklasse, wo er auf den jungen, starken Carlos Monzón traf, der gerade Nino Benvenuti besiegt hatte und Weltmeister geworden war. Griffith verlor knapp nach Punkten.

Griffith kämpfte wie kein anderer gegen Gewichtsprobleme und gegen die Zeit, die ihm davonlief. Er ist wirklich ein beeindruckendes Beispiel für Zähigkeit, Ausdauer und Härte, denn auch nach der Niederlage machte er sich Hoffnungen, erneut um den Titel zu boxen, diesmal in der neu geschaffenen Klasse des Junior-Mittelgewichts. Griffith war damals schon 39 Jahre alt.

Hier taucht nun zum zweitenmal ein deutscher Berufsboxer auf, der einmal Weltmeister war: Eckhard Dagge. Ihm wollte Griffith am 18. September 1976 in Berlin den Titel abnehmen. Dagge blieb Weltmeister. Nach drei weiteren Niederlagen, diesmal gegen unbedeutende Boxer, gab Emile Griffith endlich auf – nach insgesamt 93 Profikämpfen in 29 Jahren. Noch heute steht auf einer Tür des Solar-Gym geschrieben:

NO ENTRANCE EXCEPT EMILE.

Manzanet deutet auf eine handgeschriebene Liste jener berühmten Boxer, die alle einmal hier trainierten, darunter (neben Emile Griffith) Roberto Duran, Muhammad Ali, Ken Norton, Joe Frazier.

Tyronnie Harlee ist 21 Jahre alt, Schwergewicht mit einem Kampfrekord, der alles andere als berühmt ist: Von drei Kämpfen hat er zwei verloren. Er wohnt in Brooklyn, arbeitet als Klempnergehilfe und trainiert jeden Tag, allerdings ohne Trainer. Nur Manzanet und dessen Freunde, die hier ebenfalls das Training überwachen, geben ihm hin und wieder ein paar Ratschläge, wie er seinen Stil verbessern kann. Manzanet macht Harlee vor, wie er schlagen und abducken soll. »Bum-bum-bum ...« Harlee schlägt eine Links-rechtslinks-Kombination und duckt ab. »Eins, zwei, drei«, schreit Manzanet, »bum-bum-bum ...« Mehr Ratschläge bekommt einer wie Harlee selten. Er hat noch nie mehr als 150 Dollar von einem Kampf nach Hause gebracht. »Ich werde«, sagt er mir, »noch drei oder vier Jahre weitermachen.« Vielleicht, denke ich, wird die schreckliche Nacht früher kommen für ihn, in einem Trommelfeuer schneller Schläge gegen Kopf und Körper ... irgendwann in einem kleinen, schlecht beleuchteten Ring, irgendwo in den kleinen Städten rund um New York.

Marcos Baharona, Student am City-College in New York, schwarz, 22 Jahre alt und Leichtgewicht, hat schon für 500 Dollar und mehr den Abend geboxt, was ihn allerdings auch nicht so recht zufrieden stimmt. »Ich sehe die andern Jungs sieben-, achttausend Dollar einstecken für einen Acht-Runden-Kampf.«

Was mir ein anderer schwarzer Junge erzählt, klingt wie eine Episode aus den Zeiten der Depression. »Ich arbeitete in einer Druckerei und wurde entlassen. Ich versuchte, Arbeit zu finden, was unmöglich war. Jetzt bin ich Boxer.«

Was er verdient, will ich wissen.

»Genug für ein kleines Zimmer in Harlem und die Unkosten.«

»In jedem Gym trainieren 50 Jungs für Kämpfe, die nie stattfinden«, sagt Mike Capriona, ein Ex-Boxer. »Sie bleiben irgendwo hängen, haben hier mal und dort mal einen Kampf und werden schließlich Sparringspartner.«

Die Männer vom Schlag eines Mike Capriona haben ein gutes Gedächtnis. Sie kennen sich aus in der Mythologie ihres Berufs. »Aber selbst dieses Schicksal bringt die wenigsten zu der Einsicht, mit dem Boxen Schluß zu machen. Alle waren sie Sparringspartner: Corbett, Dempsey, Walcott, Ellis, ja sogar Ali, der anfangs mit Willie Pastrano sparrte. Larry Holmes war noch vor vier Jahren nichts weiter als Sparringspartner – und wurde Weltmeister. Wie soll da einer zur Vernunft kommen, seine Fähigkeiten richtig einschätzen und aufhören?«

Das Melodrama des Boxsports hat viele Melodien, aber man muß einmal unmittelbar am Ring gesessen haben, man muß das Geräusch gehört haben, das Boxhandschuhe machen, wenn sie treffen: den Kopf, die Leber, die Nieren, den Magen ... das Stakkato der linken Geraden, das Bambam der Haken, das Rattattata-Rattattata aus allen Muskeln eines austrainierten Fighters. Das Keuchen und Ächzen und Verzweifeln. Die Minute des Irrtums inbegriffen.

»Ich habe ihn nicht ernst genommen« – so der besiegte Ali. »Leon Who?« Niemand kannte Leon Spinks. Keiner wußte was. Sieben Kämpfe nur ...

Was wußte Sonny Liston vor seinem Titelkampf von Cassius Clay, der ihn »einen alten, stinkenden, häßlichen Bären« nannte? Nichts. Liston verlor.

Was wußte Jack Sharkey von Schmeling, dessen Name er nicht mal aussprechen konnte? Nichts. Sharkey verlor.

Und heute kommt es schwarz auf schwarz. Al Braverman hat schon recht, wenn er nach »weißen« Boxern ausschaut – der »weißen Hoffnung«. Das ist die radikalste Minderheit. Und deshalb wäre das Geschäft grenzenlos lukrativ, einen solchen Boxer zu managen. Es müßte so eine Art Marlon Brando der Boxszene geben.

Wenn man den Managern glauben will, gibt es einen Gott, der angeblich nach weißen Preisboxern Ausschau hält. Und tausend kleine Götter tun dasselbe. Aber wo ist er? Wo der Gott? Wo die Preisboxer?

Gleason's Gym (»The Maker of Champions«) lag ursprünglich, als Bobby Gleason noch lebte, in der Bronx, Westchester Avenue. Vor sechs Jahren etwa siedelte es dann nach Manhattan um (300. Straße 252 West, zwischen 7. und 8. Avenue).

Die 30. Straße ist die Straße der Pelzhändler, der Silbersteins, Rosenbaums, Goldsteins und Levines. In ihren Kontoren und Lagern hängen Werte in Millionen Dollar. Das ist die Schneise bis zum Gebäude, in dessen Parterre das Gym heute beheimatet ist.

Gegenüber hält sich ein kleiner Laden, in dem Señor Sánchez die Zigarren noch mit der Hand dreht. Er kann von Glück sagen über diese Nachbarschaft.

Fremde zahlen bei Gleason's Gym einen Dollar Eintritt an Sam Morgan, der wie ein alter Trunkenbold aus einem der frühen Keaton-Filme aussieht, sympathisch, eine Antiquität. 1916 kaufte er das New Garden Gym, Ecke Lenox Street und 7. Avenue, in der Nähe von Stillman's Gym, dem berühmten, inzwischen geschlossenen Boxklub, wo dreimal die Woche Kampfabende abgehalten wurden. Aber bei Stillman's durften zu jener Zeit keine schwarzen Boxer trainieren. Und genau die kamen damals zu Sam, darunter Asse wie Kid Chocolate und Panama Al Brown. Irgendwann mußte er seinen Laden schließen – und macht heute die Tür bei Gleason's. Der eine Dollar ist bei ihm also gut aufgehoben.

In Gleason's Gym macht man Bekanntschaft mit einem sehr wohltuenden, fast vergessenen Gefühl: Niemand mustert einen, man kann allein gelassen herumgehen, betrachten, sehen. Niemand kümmert sich um einen Fremden.

Im Gym ist ein solider, fleißiger Boxer schon fast ein Star. Hier kann er spielerisch und ohne jede Nervenbelastung sein Können zeigen. Er strotzt vor Kraft, vervollkommnet vor dem Spiegel die Harmonie seiner Bewegungen – all das, was ein nur zweitrangiger Boxer in der echten, gefährlichen Auseinandersetzung im Ring sofort wieder vergißt. Hier im Gym boxt er außerdem mit Kopfschutz und besser gepolsterten Handschuhen. Er boxt mit jener Phantasie, die er sich im Kampf kaum zutraut. Viele Boxer sind überhaupt nur in einem Gym großartig – und versagen nach dem Gong zur ersten Runde, wenn eine Minute 60 Sekunden zu lang ist.

Im Gym herrscht Gelassenheit, die sich auf jeden wohlwollenden Fremden wie ein Glücksgefühl senkt.

Gleason's hat die Gemütlichkeit einer Eckkneipe und die Geschäftigkeit einer Bahnhofshalle. Es dient als Aufenthaltsraum für die Boxveteranen und Rentner aus der Nachbarschaft, als Informationsbüro der Nichtsteuer und schäbige Kleinbühne für Angeber. Es dient – so scheint es manchmal – am allerwenigsten als Trainingshalle, wo die Berufsboxer sich konzentriert auf ihre Kämpfe vorbereiten können. Mögen die Aufschriften auf ihren Shirts, Jacken und Hosen noch so eindrucksvoll klingen (The Rock, Terrible Joe, Macho oder God), die Helden wirken, so nah erlebt, alle verwundbar. Die meisten von ihnen sind namenlose Vier-Runden-, Sechs-Runden-Vorkämpfer – sie füllen ihr kurzes Boxerleben lang